

Aufgefangene Lustlosigkeit

Autor(en): **Schipper, Ori**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Horizonte : Schweizer Forschungsmagazin**

Band (Jahr): **24 (2012)**

Heft 94

PDF erstellt am: **17.07.2024**

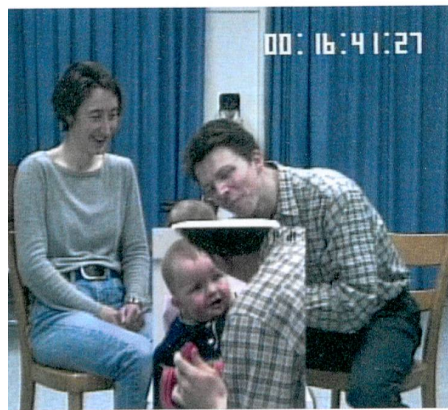
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-967903>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Aufgefangene Lustlosigkeit

Ein Fünftel aller Mütter fällt im ersten Jahr nach der Geburt in einen depressiven Zustand. Das kann sich schlecht auf die Entwicklung des Kindes auswirken.

Von Ori Schipper

Im Zentrum für Familienstudien des Universitäts-hospitals Lausanne sitzt ein eineinhalbjähriges Kind mit seinen Eltern an einem Tisch, auf dem Spielsachen herumliegen. Die Mutter zeigt auf die Holzkuh und fordert das Kind zum Muhen auf, zur gleichen Zeit nimmt der Vater eine Plastiktasse in die Hand und offeriert ihm imaginären Kaffee. Obwohl beide Handlungen dem Alter des Kindes angepasst sind, ist es überfordert. Weil sich die Eltern in die Quere kommen, entsteht kein gemeinsamer Handlungsstrang.

Der an der Universität Genf lehrende Psychologe Nicolas Favez und sein Team haben 65 Familien jeweils drei, neun und 18 Monate nach der Geburt

ihres Kindes gebeten, vor laufender Kamera das «Lausanne-Trilog-Spiel» aufzuführen. Dabei befasst sich während je zwei Minuten zuerst der eine Elternteil mit dem Kind, während der andere beobachtend teilnimmt, dann wechseln die Eltern die Rollen, schliesslich interagieren alle drei gemeinsam, und zuletzt unterhalten sich die beiden Eltern, ohne das Kind miteinzubeziehen.

«Wir kodieren die Filme, indem wir etwa auswerten, wie oft sich die Familienmitglieder anschauen oder den Rücken zuwenden und wie gut sie ihre Handlungen aufeinander abstimmen», sagt Favez. Die aus diesen Untersuchungen abgeleitete Grösse nennt er Familienbündnis, wobei ein starkes – oder schwaches – Bündnis aufgrund von gut – oder ungenügend – koordinierten Tätigkeiten entsteht.

Mit seiner Studie will Favez herausfinden, ob ein starkes Bündnis die ungünstige Wirkung dämpfen kann, die eine depressive Verstimmung oft auf die emotionale Entwicklung des Kindes zeitigt. Bis zu zwanzig Prozent der Mütter – und etwa zehn Prozent der Väter – fallen im Jahr nach der Geburt ihres Kindes in einen depressiven Zustand, die sogenannte postpartale Depression, die in vielen Fällen weder erkannt noch behandelt wird. Depressive Eltern reagieren tendenziell schwächer auf ihr Kind und nehmen seine negativen Verhaltensweisen stärker wahr als gesunde Eltern. Ihre Kinder sind deshalb einem höheren Risiko ausgesetzt, später Konzentrationsschwierigkeiten zu entwickeln oder ihre Gefühle nicht regulieren zu können.

Doch so einfach sei dieser Zusammenhang nicht, er sei viel komplexer, weil eine Reihe weiterer Faktoren – etwa der sozioökonomische Status der Familie, die Zufriedenheit in der Partnerschaft oder eben die Qualität des Familienbündnisses – für die Entwicklung des Kindes eine wichtige Rolle spielten, meint Favez. Tatsächlich weisen seine Resultate darauf hin, dass eine postpartale Depression nur in Familien mit einem schwachen Bündnis zu psychologischen Problemen beim Kind führt. In Familien mit einem starken Bündnis fange der Partner vielleicht die Defizite des anderen Elternteils eher auf, auch wenn dabei in der Regel die Zufriedenheit in der Partnerschaft mit der Zeit abnehme, sagt Favez.

Die ganze Familie berücksichtigen

Einmal mehr bestätigt sich, wie wichtig der familiäre Kontext ist. Für Favez legen die Resultate nahe, dass Psychologinnen und Psychologen bei der Behandlung von postpartalen Depressionen nicht nur das Verhältnis des erkrankten Elternteils zum Kind, sondern – wie bei den systemischen Therapien – das ganze innerfamiliäre Beziehungsnetz berücksichtigen sollten. ■

Vermessene Kommunikation: Probanden im Lausanner Trilog-Spiel (nachgestelltes Bild). Screenshots: Centre d'Etude de la Famille/chuv.ch